

# Der Bajazzo.

Humoreske von Urbanus.

Leutnant von Weistein schwamm in Entzügen oder vielmehr er tanzte mit seiner heimlichen Herzogin, mit Helga von Robbenau den ersten Walzer auf einem der berühmten Festschlingensbälle der eben so alten wie lebenslustigen Garnisonstadt M... Und das Beste dabei war noch, daß nur Helga unter all den Hunderten hier wußte, wer sich in dem einfachen, blau und rot gestreiften Bajazzostium barg. Leutnant von Weistein hatte nämlich gute Gründe, sein Intonito streng zu hüten. Erzählung von Robbenau, der Dunkel Helga, war als Gouverneur von M... eine gefürchtete Persönlichkeit, und im Barockstil stand erst vor einigen Tagen zu lesen, daß Erzählung nicht wünschten, den Herren Konduktoren in Ballsälen und an anderen Vergnügungsorten zu begegnen. Was ein solcher „Wunsch“ für eine Bedeutung habe, war jedem Mann in der Garnison durchaus klar, und daß Erzählung in dienstlichen Angelegenheiten keinen Spatz verstand, davon wußten die jüngeren Herren ein Liedchen zu singen. Leutnant von Weistein aber hatte diese Nacht die Ronde zu tanzen, und wenn er trotzdem das Bajazzostium auf dem verbotenen Gebiete trug, so wußte er für sich doch eine treffliche Entschuldigung. Wann fand er wieder eine solch herrliche Gelegenheit, mit Helga unbedacht zu sein, und wenn er vor der Demaskierung verschwand, so konnte er mit Hilfe einer Drochle noch immer die dämliche Wache in Fort B. rechtzeitig nachsehen. Jetzt kostete er die hohe Seligkeit in vollen Zügen, mit Helga sich im Tanze zu wiegen, ihr heiße Schwüre zuzusprechen, ihre süße Stimme vernehmen zu dürfen. Leider schienen die Stunden wie Minuten und diese wie Sekunden zu verfließen. Der verhängnisvolle Glockenschlag war nur allzu rasch bereit, den Verliebten die heute doppelt harte Trennung aufzuerlegen und den Leutnant zu dem wenig geschätzten Dienste abzurufen. Noch eine letzte Tour durch die ganze Länge des großen Saales, dicht an der von dem Kreise der älteren Herren ehrfurchtsvoll umgebenen Erzählung vorbei, die etwas erstaunt das rasch dahinwirlende Paar musterte, und Leutnant von Weistein schlüpfte aus dem fröhlichen Treiben.

Eben kummten die Uhren der verschiedenen Kirchtürme Mitternacht, als er die Straße betrat. Bei der ihn beherrschenden inneren Erregung bemerkte er kaum, daß die Witterung plötzlich umgeschlagen war und ein feiner Regen rieselte. Im Gegenteil, er freute sich der kühlenden Luft und eine Drochle verschmähte, eilte der Leutnant zu Fuß seiner ziemlich entfernten Wohnung zu. Unterwegs fiel ihm ein, daß er im Vorgefühl des seiner wartenden Glückes ganz vergessen habe, dem Burschen zu sagen, welche Aufgabe in der zweiten Hälfte der Nacht zu lösen blieb. Na, der Kerl würde selbstverständlich doch schlafen wie 'ne Katze und schließlich erschießen es bei der in seinem Junggesellenhaushalte herrschenden Ordnung auch nicht gerade als ein Hegemeisterstück, wenn man sich einmal höchstselbständig und ohne Beihilfe in den Dienstanzug warf... Ja, was hatte doch Helga gesagt? Er solle nur ruhig bei der Erzählung antreten. Sie übernehme jede Garantie, daß der Dunkel im Handumdrehen freit geschlagen werde. Breit geschlagen, nein, das hatte das süße Mädchen nicht gesagt. Aber so ganz was ähnliches. Es kam auch weiter gar nicht darauf an. Jedenfalls bestand die Hoffnung, daß man noch vor Ostern die Finger beim Adressieren der Verlobungsarten trumm schreiben werde.

„Hoff' der...“ Leutnant von Weistein lehnte unter hofft aus seligen Träumen in die häßliche Wirklichkeit zurück. Sein linker Fuß steckte nämlich in einem von der schlechten Heizung heimlich verheulerten Schlammhaufen, und das unangenehme Gefühl, welches er trotz des Schutzes der Gummischuhe dabei empfand, löste eine Gedankenreihe aus, deren Schluß etwas despektierlich für die Herren Vorgesetzten blieb. Ronde — während man mit einer Helga auf dem Festschlingensball tanzen sollte! Eigentlich zum Verzweifeln, und wenn der Gehorham die größte militärische Tugend ist, so bleibt er auch die Schwärze.

„Endlich!“ murmelte der Leutnant, als er sich anschickte, über den Straßendammbänken zu dem Hause zu fliehen, in dem seine bescheidene Wohnung lag. Unwillkürlich musterte er die lange Front des Gebäudes und hierbei fiel sein Blick auf die hell erleuchteten Fenster seines Wohnzimmers. Erhaunt schaute er noch einmal hinauf, aber es blieb kein Zweifel. Die Hängelampe strahlte das schönste Glühlicht aus. Was war das? Einbrecher? Der Gedanke verschwand so rasch wie er gekommen. Daß die Leutnant in dem Wohnzimmers offen ihrem Gewerbe nachgehen, ist nicht gläublich; die Anstrengungen würden sich schwer-

lich bezahlt machen. Hingegen lag die Vermutung sehr nahe, daß Meister Jochen, der Bursche, wieder mal vergessen hatte, das Licht auszudrehen. Er bezahlte ja nicht jeden Ersten die teure Gasrechnung, und was seine geistigen Fähigkeiten anbelangte, so konnte er höchstens Anspruch auf das Prädikat „dummschlau“ erheben.

„Na warte, oder Kronensohn!“ dachte ingrimmig der Leutnant. „Dir will ich die Fäden töne beibringen. Du sollst mir aus der warmen Klappe rausstürzen, und eine Vorlesung werde ich dir halten, daß dir die langen Ohren wackeln.“

Und wie es zu gehen pflegt, daß die durch sonstigen Ärger gereizten Gefühle in die heftigste Aufwallung geraten, wenn schließlich der bekannte Ueberlaustropfen hinzukommt, so ging es im Augenblick auch mit Weistein's Gemütsstimmung. In eiligen Schritten stürzte der Entrüstete die Treppe hinauf, um Jochen jählings den Armen des Traumgottes zu entreißen. Doch gerade als er die Hand auf die Türklinke seines Wohnzimmers legen wollte, erfuhr er eine neue Ueberdrehung. Drinnen wurde nämlich eine laute Unterhaltung geführt, und seine Nase empfand den Duft des aus dem Schlüffeloch strömenden Rauches seiner Zigaretten.

Lauflos wie ein Indianer auf dem Kriegspfade schlich Leutnant Weistein in sein nebenan gelegenes Schlafzimmers, und was er von dort aus durch die Portiere sah und vernahm, ließ ihn für reichlich zwei Minuten zur Bildsäule erstarrten.

An dem runden Tische unter der Hängelampe saßen Jochen und mit ihm noch zwei andere Kerls, in denen Weistein die Burschen eines Hauptmanns und eines Oberleutnants, die in der Nachbarschaft wohnten, erkannte. Die beiden Gefellen hatten eine ansehnliche Suppenterrine mit Punsch vor sich, rauchten wie die Türken — wobei das edle Kraut stammte, war nicht zweifelhaft — und trugen die Waffenröcke erster Garnitur ihrer Herren.

Weistein glaubte beinahe das Opfer einer Halluzination zu sein. Jochen spielte des Leutnants Rolle, und die anderen Kumpane, von denen einer gar mit Helm und Felshinde großartig dasaß, selbsterlebte ihm.

„Herr Hauptmann, Sie gestatten — noch ein Schluck Punsch!“

„Bitte, Herr Leutnant — sehr freundlich. Ganz famos der Stoff. Jetzt ist auch genügend Cognac drin. So was Waffriges ist nicht mein Fall! Ne, gerabezu etelhaft!“

„Wollte erst auf den Festschlingensball kleine Mädchen bezaubern“, nälerte der Pseudo-Oberleutnant, getreu denjenigen kopierend, welchen er darstellte. „War mir aber zu öde. Habe darum gerne liebenswürdige Einladung angenommen“. Er goh zugleich ein riesiges Stiefelglas Punsch in die Rehle, während die beiden anderen eine große Lache ausschlugen.

Das aber löste die gebundene Tatkraft Weistein's aus. Während rief er eine Reiterpeitsche aus dem neben der Türe stehenden Gestell, und weit ausholend schmettete er Jochen einen nuchtigen Jagdhieb quer über den breiten Rücken. Der Betroffene fuhr mit gellendem Schmerzensschrei vom Stuhle auf. Dieser stürzte um und fiel darauf, daß der blindjornige Leutnant ins Straucheln kam. Ehe er sich wiederemporgerafft, hatten die drei in ihrem Schreden sehr rasch handelnden Burschen schon den Korridor gewonnen und sprangen mit langen Schritten die Treppe hinunter.

In Weistein regte sich der Chorleiter, jede Ueberlegung zurückdrängend. Ohne weiteres nahm er die Verfolgung auf, leichtfüßig, die Reiterpeitsche schwingend, laute Hallrufe ausstößend. Auf der Straße entwiderte sich zum Staunen der wenigen Passanten eine tolle Hejrag, die, ehe sie nur klar über die plötzliche Erscheinung geworden, an ihnen vorbeistob, indes der Straßenschmutz bedenklich patzte. So ging es auch um die nächste Ecke. Die Verfolgten entwickelten eine offenerartige Geschwindigkeit, und Weistein, der sich bereits heiser geschrien, begann den Atem zu verlieren.

„Gott sei Dank, eine Patronulle.“

„Aufhalten! Die Kerls arfhalten! Verstanden?“

Aber der Patronullenführer, ein hämmiger Gefreiter, verstand nur, daß der von Schmutz starrende Bajazzo einen heillosen Lärm verführe und hinter ein paar Offiziere dreinschleuse. Wenn auch im Korneal mancherlei erlaubt schien, so ging dies Benehmen doch entschieden zu weit. So redte denn der Wadere den Arm und sprach die inhaltsschweren Worte: „Sie sind mein Arrestant!“

Er kam schon an.

„Mensch! Sind Sie übergeschnappt? Himmeldonner... Wissen Sie nicht, daß ich Ihr Vorgesetzter bin... Ach so“, unterbrach sich Weistein ruhiger werdend und mit innerlichem Schaudern sein Kostüm betrachtend. „Ich bin der Leutnant Weistein von den Hundertneundneunzigern.“

„Das kann jeder sagen“, meinte der höchst lähl. „Erst Stabel machen und denn 'ne laute Ausrede. Ne, Männchen, so lausen Leutnants nicht rum. Also nu man Tritts lassen und hopp mit auf die Hauptwache. Das übrige wird sich schon finden.“

Weistein warf einen verzweifeltsten Blick umher. Neugierige hatten sich bereits um die Gruppe versammelt und es fielen anzügliche Bemerkungen. Jedenfalls war es, so wie die Dinge nun einmal lagen, das Beste, sich stillschweigend zu schiden und den harten Gang anzutreten. Der Angstschweiß stieg ihm schon auf die Stirne, nachdem er nur erst einige Schritte gemacht, und je mehr man sich der Hauptwache näherte, desto verzweifelter wurden seine Gedanken. Was konnte, was mußte nicht alles aus dieser dummen Geschichte entstehen, in die ihn ein sinnloser Zorn verwickelt hatte. Die Laufbahn, Helga, Ehre und Glück verloren! Der Unglückliche mußte sich mit Gewalt zurückhalten, um nicht laut seine Seelenqual hinauszuschreien.

Endlich stand er auf der Hauptwache vor dem Leutnant, einem ihm flüchtig bekannten jungen Offiziere von den Hundertneundneunzigern. Der musterte ihn zwar mehrfach mit scharfen Blicken, während er den Rapport des Gefreiten entgegennahm, aber er wußte, was er von dort aus durch die Portiere sah und vernahm, ließ ihn für reichlich zwei Minuten zur Bildsäule erstarrten.

Als der Gefreite die Meldung abgestattet hatte, wobei er ein Selbstgefühl entwickelte, als handle es sich um das Einbringen irgend einer wichtigen Persönlichkeit, runzelte der Wachbefehlshaber die Stirn.

„Gefreiter Muenzelbach, Sie sind ein...“ meinte er im Brusttone gedrübter Ueberzeugung. „Wissen Sie nicht, daß heute Festschlingensball ist?“

„Ja Befehl, Herr Leutnant! Aber ich dachte...“

„Sie haben gar nichts zu denken! Was das Zivill unter sich macht, geht uns nichts an. So dämlich sind Sie doch nicht, im Ernste zu glauben, daß Offiziere vor dem Bajazzo davongelaufen sind? Na also, dann hätten Sie das übrige getrost den Polizeisergeanten überlassen können. Fehlte mir noch gerade, etwa wegen Ihres Bierereifers Scherereien zu haben. Weggetreten!“ Und sich an Weistein wendend, wobei ein verätherisches Lächeln blitzschnell über seine Gesichtszüge huschte, rief er mit schärfer Betonung: „Herr! In des drei...“

„Austreten Sie, daß Sie zum Tempel hinkommen und halten Sie mich nicht länger auf.“

Eine halbe Stunde später raffelte Weistein nach Fort B.; die Drochle nahm dabei das lebhafteste Tempo, dessen sie überhaupt fähig war. Und als der Leutnant nach glücklich abgeleiteter Ronde in seine Wohnung zurückkehrte, blieb ihm gerade noch so viel Zeit, um sich zu waschen und dann in die Kaserne zum Dienst zu eilen. Trotzdem der graue Alchermittwoch über M... lag, war Leutnant Weistein in einer derartig überirdisch guten Laune, daß er bei den Kameraden in Verdacht kam, einen Dösel aus Amerika beerbt zu haben. Jedenfalls konnten sie sich sein mild verklärtes Lächeln nicht recht deuten, und auch die vierzehn Tage später öffentlich bekannt werdende Verlobung genigte den Stepietern nicht ganz, um den Jubel plausibel zu finden, mit welchem Weistein unzertrennlich verbunden erschien.

Der Glückliche aber wußte wohl, warum er sich für einen rechten, echten Liebling von Dame Fortuna erschickte, und auch Helga war überzeugt davon, daß ihr Verlobter aller Wahrscheinlichkeit nach noch einmal General werden würde.

Selbst Jochen kam infolge dieser Umstände mit einer einfachen Rückversicherung zur Kompagnie davon.

Im Herbst nach den Mandbären fand die Hochzeit mit Helga statt. Unter den Gästen war auch jener Leutnant von den Hundertneundneunzigern, der an dem verhängnisvollen Festschlingensball die Hauptwache besetzt hatte, und als Gefreiter überreichte er den Neudermählten einen Uhrhänder aus Silber, der einen Bajazzo darstellte.

## Scharfe Kritik.

Als der Schauspieler Woodward zum erstenmal die Rolle eines jugendlichen Liebhabers in einem Lustspiel übernahm, wohnte Garrick der Vorstellung bei. Tags darauf fragte der Debutant, wie er mit seinem Spiel zufrieden gewesen sei, wobei er bemerkte: „Wenigstens habe ich mir alle Mühe gegeben, die Schönheiten aus der Rolle herauszuheben.“ — „Das haben Sie allerdings“, erwiderte Garrick, „denn ich habe sie alle vernicht.“

## Ergänzendes Erziehungswort.

Arbeit ist des Lebens Würge. Also: deine Arbeit kürze, denn es schadet ganz bestimmt, wenn zu viel — Gewürz man nimmt.

## Modernes Empfinden und der Weltkrieg.

Von Ernst Branden.

Was auch immer der Zustand der Welt in den nächsten Jahrzehnten nach dem kommenden Frieden sein wird, eins kann man mit Sicherheit annehmen, ohne sich dabei das undankbare Amt des Propheten aufzubürden: So wie vor dem Kriege wird sie nicht wieder aussehender sein, als sie heute ist. Das gilt nicht bloß von dem politischen und wirtschaftlichen Zustande, sondern auch von den weniger greifbaren Reigungen, Gefühls- und Denktendungen, an denen man den vorherrschenden geistigen Charakter eines Zeitalters erkennen kann. Die Welt wird nach dem Kriege nicht wieder genau so fühlen, denken und glauben, und demnach auch nicht genau so leben, wie vorher. Das ist noch nach jedem großen, lange dauernden und über weite Räume ausgebreiteten Kriege so gewesen. Es war so nach dem 30jährigen, nach den Napoleonischen Kriegen — es wird auch nach diesem so sein. Und ganz besonders wird das gelten von zwei Ländern: Den Ver. Staaten und Deutschland.

Unter diesen Umständen wird ein Versuch, sich klar zu machen, was denn nun während der Jahrzehnte kurz vor dem Kriege die auffallendsten Eigenschaften des deutschen Seelen- und Geisteslebens waren, für den Leser von Interesse sein. Bei solchen Versuchen gilt es zuerst zu verstehen, was man denn eigentlich meint, oder vernünftigerweise meinen kann, wenn man einem Volke, also einer ungeheuren Anzahl von Einzelmenschen, gewisse, besondere Eigenschaften zuschreibt. Es kann das nicht bedeuten, daß alle Mitglieder der Nation diese Eigentümlichkeiten besitzen. Der Unterschied in den Persönlichkeiten ist ein gewaltiger. Wenn man die beiden Menschen, die sich innerhalb einer Nation am unähnlichsten sind, finden und zusammenstellen könnte, so würde man wahrscheinlich entdecken, daß sie kein Merkmal-gemeinschaftlich haben außer denen, die eben allgemein menschlich sind. Man kann bei solchen Betrachtungen nur meinen, daß gewisse in einem gewissen Volke zählenden Menschen wiederkehren, daß man den Eindruck erhält, sie seien allgemein und wer sie nicht habe, sei eine Ausnahme. Und ferner, besonders wenn es sich um geistige Eigenschaften handelt, so wird man hauptsächlich nach den Persönlichkeiten zu urteilen gezwungen sein, die sozusagen an die Oberfläche kommen, die „man“, d. h. Leute, die darüber schreiben und reden, am häufigsten und besten kennen lernt, also die sogenannten Gebildeten. Das ist nicht ungerade. Man nennt ja auch eine Wand grün oder rot nach dem Anstrich der Oberfläche, einerlei, was die Farbe des Holzes oder Steins darunter ist. Wie aber die unter dieser Oberfläche liegende und stets noch oben strebende Tiefe auch die Oberfläche beeinflusst und im Laufe der Zeit deren Farbe ganz und gar ändern mag, darüber wäre viel zu sagen, das sich nicht in diesen Artikel drängen läßt. Hier soll bloß nach dem ins Auge springenden Dingen gefragt werden, ohne daß wir uns darum kümmern, wie sie so geworden sind.

Lamprecht, der große Professor der Geschichte in Leipzig, der seit Beginn des Krieges gestorben ist, hat für das, was er als das am meisten bezeichnende Merkmal der jüngsten Menschheitsperiode erkennt, den Ausdruck „Reizsamkeit“ erfunden. Das ist kein schönes Wort, und hoffentlich schenkt uns bald irgend ein Sprachgewaltiger an seiner Stelle ein wohlklingenderes. Aber für die damit ausgedrückte Sache müssen wir fortan an ein Wort haben, klinge es gut oder schlecht. „Reizsam“ ist natürlich nicht etwa dasselbe wie „reizbar“, womit man jemanden bezeichnet, der auf die Eindrücke der Außenwelt gewohnheitsmäßig mit einer Gemütsbewegung antwortet, die außer Verhältnis steht zu der Stärke des Reizes. Unter dem neuen Worte soll verstanden werden, daß der „moderne“ Mensch von den Eindrücken, die er von seiner Umgebung empfängt, nicht notwendig stärker, aber in viel mannigfaltiger Weise berührt wird, als seine Vorfahren. Er hat, sozusagen, mehr Fenster in dem Gebäude seines Geistes; er hat Interesse für viel mehr Dinge als früher der geistig gewedete Mensch früherer Zeiten zu haben pflegte, er sieht und hört Dinge, die für seinen Großvater gar nicht existierten, er beobachtet mit regem Interesse Kleines und Kleinstes. Diese neue Art des Anschauens der Außenwelt spiegelt sich wider in der Kunst und Literatur der letzten Jahrzehnte; sie ist die Vorbedingung — und vielleicht bis zu einem gewissen Grade umgekehrt das Resultat — nicht weniger der glänzenden Leistungen in Wissenschaft und Technik. Daß sie aber nicht nur in der doch immerhin kleinen Zahl der geistig Schaffenden vorhanden ist, sondern daß deren Erzeugnisse im

Publikum Verständnis und Wertschätzung finden, das beweist allein schon, daß diese charakteristisch moderne Eigenschaft weit verbreitet ist. Es wird aber auch niemandem schmerzlich werden, durch direkte Beobachtung bei seinen Freunden und Bekannten diese Eigenschaften zu entdecken.

Den Beginn der neuen Zeit muß man für Deutschland ungefähr in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verlegen; für Frankreich und möglicherweise für die nordischen Länder etwas früher, für England und Amerika dagegen etwas später. Wer um jene Zeit in den Entwicklungsjahren stand, und sich auch nur im geringsten für künstlerische Dinge interessierte, der wird sich erinnern, wie damals der Kampf über den Wert des Impressionismus und der Freilichtmalerei tobte. Bekanntlich hatten seit Rembrandt's Zeiten die meisten Maler die Gewohnheit, den Einfluß des Lichtes — das „Chiaroscuro“ — in der Weise wiederzugeben, wie es wirken würde, wenn der Gegenstand des Bildes sich in der Werkstatt des Künstlers befände. Das heißt, die Lichtstrahlen wurden konzentriert, wie wenn sie durch Fenster oder Oerlicht in ein Zimmer fielen. (Noch frühere Maler, einschließend der großen Italiener, hatten den Einfluß des Lichtes auf Farbe und Form wenig beachtet und den Schatten hauptsächlich nur benutzt, um ihre Figuren plastisch hervortreten zu lassen.) Die neuen Maler nun verfielen, ihre Bilder, insbesondere Landschaften, so zu malen, wie die Gegenstände draußen in der freien Natur von ihnen gesehen würden. Und da kamen allerdings Gemälde zustande, die allem, was man bisher in einem Bilde zu sehen gewohnt war, ins Gesicht schlugen. Statt der scharfen Umrisse von Berg, Baum und Busch, verschwommene Uebergänge, sodas man nicht sehen konnte, wo der Fels aufhörte und der Baumstamm anfing. Die älteren Leute entrüsteten sich über diese „Farbentekerei“. Sie wußten doch, daß der Wald grün war, und nun malte ihnen so ein verschrobener Freilichtler ein Stück Wald, das in der Mitte eine Art schmutzigen Brauns zeigte, nur ganz vorne grün war, und an den Rändern in allen Regenbogenfarben glitzerte! Wir Jüngeren hörten das, aber viele von uns ergriff die Neugier, ob denn doch etwa so etwas, wie die Maler uns zeigten, nicht in der Natur zu finden wäre. Wir gingen hinaus, machten die Augen auf, und siehe da, alles, was die neuen Maler auf ihre Leinwand pinselten, konnten wir im hellen Sonnenschein auch entdecken. Höchstens waren auf den Bildern die Farbenkontraste ein wenig übertrieben und grell. Das schoben wir auf die unvermeidlichen Mängel der Pigmente, welche die Maler benutzen mußten. Seitdem habe ich Bilder von Bödlin gesehen und weiß, daß nicht die Pigmente, sondern die Künstler schuld waren. Es gibt eben Maler und — Bödlin.

Während ich dies schreibe, sehe ich durch das Fenster im hellen Sonnenschein den Schlagschatten eines Baumstammes auf dem leuchtend weißen Schnee. Meinem Auge erscheint er entschieden bläulich, mit einem Stich ins Grün, genau wie ich es einmal in einer Münchener Kunsthandlung auf einem Bilde gesehen. Ich bin überzeugt, meine Mutter, die zu ihrer Zeit ein gutes Auge für Farben hatte, würde mich mit meinem blaugrünen Schatten auslachen und jenes Bild „unnatürlich“ genannt haben.

Wir mußten damals erst lernen, Farben und Lichtwirkungen in der freien Natur richtig zu sehen; aber es scheint, als ob die jungen Leute von heute dies ganz von selbst tun, und auch die entsprechend gemalten Bilder, von deren „Natürlichkeit“ wir uns erst mühsam überzeugen mußten, ganz instinktiv würdigen können. Unlängst besah ich in Begleitung eines gewissen „Waldschwäms“, das erst wenige Bilder gesehen und von konventionellem „Kunstgeschwätz“ keine Ahnung hat, eine Gemädegalerie. Zu meiner Ueberrundung bezeichnete sie ohne Ausnahme als „schön“ nur nach moderner Art gemalte Landschaften, während ich ihr für einige ältere Bilder trotz des eigentlich eindrucksvollen Gegenstandes kein besonderes Interesse abgewinnen konnte.

Nach in einem anderen Punkte scheint sich das naive Kunstverständnis in den letzten dreißig oder vierzig Jahren geändert zu haben. Das wurde mir recht deutlich gemacht durch ein ähnliches Erlebnis mit einem etwas älteren jungen Mann, mit dem ich, wie kurz vorher mit jenem jungen Mädchen, die Galerie besuchte. Er geriet in Entzügen über ein kleines Landschaftsbild. Es war der einfache Gegenstand von der Welt: ein beinahe flaches Ackerfeld, mit etwas Gebüsch und einem Hause im Hintergrund, darüber wolkenlos Himmel, der von der bereits untergegangenen Sonne ziemlich gleichförmig golden gefärbt war. In jenen achtzig Jahren wurden uns von den älteren Leuten, die doch gewiß wußten, was sie sagten, in Natur und Kunst solche Landschaften als herrlich gepriesen, sie sie „romantisch“ zu nennen pflegten. Da mußte man stille Berge, wildes Felsgestell, knorrige

Urwaldriesen erblicken, des schäumenden Wasserfalles nicht zu vergessen. Dagegen galt als selbstverständliche Wahrheit der Reim:

„Du weihst, die Lüneburger Heide Ist keines Menschen Augenweide.“

Seitdem hat sich unser Geschmack freilich geändert. Wir lieben eine Wappsweder Moorlandschaft oder ein Bild aus dem Dackauer Moos, aber von den Riesenspanoramen der Düsseldorf'ser Zeit — etwa der Theaterlandschaft unserer brauen Deutschamerikaner's Leuze im Washingtoner Kapitol („Westward the Star of Empire takes its Way“) wenden wir uns pure takes its Way“) wenden wir uns lächelnd ab. In Hamburg und Hannover läßt die Eisenbahnverwaltung Extrazüge laufen, wenn „die Heide blüht“. Unser Geschmack ist so modern wie nur der irgend jemandes, der nach uns geboren wurde; aber wir mußten uns doch erst dazu erziehen und finst immer ein wenig stolz darauf gewesen als Zeichen der Reife unserer ästhetischen Bildung. Da kommt es uns doch ein wenig überraschend, daß so ein Zwanzigjähriger, der noch gar nicht Zeit und Gelegenheit gehabt hat, Reife des Geschmacks zu erlangen, so ganz selbstverständlich als sein Lieblingsbild eine kleine Landschaft auslacht, die durch die denkbar einfaches und feinsten Mittel zu wirken sucht.

Es wird wohl wahr sein: Die jungen Leute von heute bringen schon von Natur die Fähigkeit mit, durch die feineren, weniger auffallenden, dafür aber um so zahlreicheren Eindrücke der Außenwelt bewegt zu werden; sie sind schon von Haus aus „reizsam“, während die etwas älteren unter den Mitlebenden sich diese moderne Eigenschaft erst erworben haben — wenn sie überhaupt schon in ihrem Besitz sind. Wie auf dem Gebiet der Malerei und der Freude an Naturschönheit, so zeigt sich die neue Art auch in der Literatur, ja vielleicht gerade hier in der deutlichen Weise. Wenn wir — d. h., die unter uns, die selber zu den „Reizamen“, also den Modernen, gehören — in der deutschen Lyrik diejenigen lesen, die von Goethe bis Villon für die besten der Dichter gehalten haben, etwa Heine, Lenau, Geibel, so stellen uns zwar die Gipfelstücke ihrer Kunst noch immer. Das sind eben Gedichte, so weit und tief, daß wir in sie unser eigenes Fühlen und Schauen hineinlegen können und es uns zurückgeben wird durchdrungen und verklärt von dem Geiste des Dichters. Das ist das Eigentümliche aller großen Kunst, aller Werte, die für Jahrtausende geboren wurden. Aber beim Lesen der großen Mehrzahl ihrer Erzeugnisse sind wir immer wieder vergeblich einzubringen: Sehr schön gesagt, aber das sind doch alles ganz alltägliche Dinge, Gefühle, Stimmungen, Gebanten, die jeder Mensch schon oft gehabt hat. Warum davon so viel Aufhebens machen? Oder noch schlimmer: Wir denken, daß wir so vieleicht als Knaben empfunden haben mögen, aber doch jetzt wahrlich darüber hinaus sind.

Wenn man dagegen moderne Dichter liest, so macht man öfters die umgekehrte Erfahrung. Man findet Gefühle, Stimmungen, Gemütsbewegungen ausgedrückt, die fremd anmuten.

„Das ist doch weit hergeholt“, möchte man ausrufen. Aber nach einiger Zeit erlebt man selber diese Stimmung, und da erinnert man sich plötzlich, daß man das in diesem oder jenem Gedicht wunderbar schön wiederergeben findet. Diese unsere modernen Dichter reden eben nicht von Dingen, die jedermann seit frühesten Jugend unzählige Male empfunden, und die in der Dichtkunst unzählige Male verwendet worden. Vermöge ihrer „Reizsamkeit“ werden bei ihnen Stimmungen und Gefühle durch hunderte von feinen, an sich unbedeutenden, aber durchaus nicht alle Tage vorkommenden Eindrücken ausgelöst, und nur wer auch reizsam ist, wird ihnen nachempfinden können. Ältere Dichter machen heute den Eindruck, als hätten sie nur für Jünglinge in Weltfremdheit geschrieben, wie Lenau, oder gar für Knaben, wie Theodor Körner. Man vergleiche einmal, wie Körner in Leier und Schwert und Villon in den Adjutantentritten denselben allgemeinen Gegenstand, Kriegssturm und Schlacht, behandelnd.

Und eine Generation, die so allen Einflüssen der Außenwelt nach allen Seiten hin offen steht, die auf kleine Dinge mit einer Lebendigkeit reagiert, wie sie noch ihren Eltern ganz unverständlich gewesen wäre; welche die Fähigkeit, auf eine Höhe gesteigert hat, die früher nur für die Ausgewählten des Geistes möglich gewesen wäre; diese Generation ist in den Strudel und Strom des Weltkrieges geworfen worden. Auf Seelen, die durch das Feinste, das Komplizierteste in Schwingungen versetzt werden konnten, dringt jetzt das Gewaltige, das Schreckliche, das Rote und Urwüchtige in seiner übermächtigsten Form ein. Was wird daraus werden? Wer soll es vorhersehen, ausgenommen nur dies eine: Die Welt wird uns Lebenden, und ganz besonders denen, die mit dabei waren, nie wieder so aussehen, wie sie es vor dem 1. August 1914 tat.